

4. Ethnographische Zugänge zur Vermittlung des Sterbens und seiner Begleitung

Bevor die empirischen Ergebnisse dieser Arbeit vorgestellt werden – aufgrund des ethnographischen Designs handelt es sich dabei klassischerweise vor allem um (dichte) Beschreibungen –, soll in diesem Kapitel den methodologischen und methodischen Aspekten des Projekts Raum gegeben werden, um das Vorgehen in Bezug auf die theoretischen Orientierungen und praktischen Forschungsentscheidungen transparent zu machen.

Einer vielleicht überkommenen Tradition folgend, kann man die empirische Sozialforschung in eine quantitative und eine qualitative Forschungsrichtung unterteilen. Beide Paradigmata gehen mit weitreichenden theoretischen Vorannahmen über die Beschaffenheit der sozialen Welt und ihrer daraus resultierenden Erforschbarkeit einher. So sehr die Zweiteilung eine innerparadigmatische Homogenität suggeriert, so unterschiedlich sind die Methoden, welche unter dem jeweiligen Label firmieren. Entsprechend könnte man fragen, ob die Trennung der Forschungsmethoden dem Facettenreichtum des Forschungsgegenstandes oder der Uneinigkeit innerhalb der akademischen Disziplin geschuldet ist. Ohne auf diese Frage eine Antwort geben zu können oder auch nur ihr disziplinäres Selbstbeobachtungspotenzial zu verteidigen, ist an sie die Feststellung anschlussfähig, das gesellschaftliche Phänomene Anknüpfungspunkte für diverse Verfahrensweisen und Perspektivierungen bieten.

Dieser Arbeit liegt die folgeschwere Entscheidung zugrunde, die interessierenden Phänomene auf der Basis einer ethnographischen Forschungsstrategie zu ergründen. Damit verortet sich das methodische Design in der qualitativen Sozialforschung. Im Folgenden soll ein Überblick über interpretativ ausgerichtete methodische Herangehensweisen und die besonderen Merkmale der Ethnographie gegeben werden. Nach einführenden Überlegungen sollen die Formen ethnographischen Arbeitens, die sich im Laufe des Projekts entwickelten, diskutiert werden. Dabei soll den Fragen nachgegangen werden, wie subjektorientiert die Ethnographie sein kann und darf, und ob sich phänomenologische und praxeologische Ansätze ausschließen oder ergänzen können.

4.1 Südfrüchte: Der Facettenreichtum der qualitativen Sozialforschung

Unter der Kategorie qualitative Sozialforschung¹ werden mehr als fünfzig sich unterscheidende Verfahrensweisen subsumiert (vgl. Baur und Blasius 2014, S. 52). Diese Methoden gehen mit z.T. divergierenden theoretischen Annahmen einher, welche unterschiedlich starken Einfluss auf ihr Vorgehen haben (vgl. Ploder 2018). Diskursanalyse und qualitative Inhaltsanalyse haben so bspw. auf den ersten Blick wenig gemein. Jo Reichertz (2014, S. 69) postuliert – in Rekurs auf Wittgenstein – passenderweise qualitative Methoden wiesen Ähnlichkeiten mit Südfrüchten auf: Es gäbe nichts Bestimmtes oder Festes, was allen Früchten gemeinsam wäre. Möchte man sich der Frage geschichtlich nähern, was diese Forschungsrichtung als solche trotz aller Divergenzen im Innersten zusammenhält, erscheint die Kritik an standardisierten Methoden und eine Gegenbewegung zu der ihnen eingeschriebenen Trennung von Entdeckungszusammenhang und Rechtfertigungszusammenhang vielversprechend (vgl. ebd., S. 68). Historisch basiert die qualitative Sozialforschung entsprechend, die Unschärfe des Begriffs ausblendend, auf einer Kritik »an einer dem naturwissenschaftlichen Wissenschaftsideal verpflichteten Sozialforschung« (Ploder 2018, S. 56), woraus sich die anhaltenden Abgrenzungsdebatten beider Forschungstraditionen erklären lassen.

Baur et al. (2018, S. 250) markieren die Unterschiede zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung mit vier methodologischen Streitpunkten, die sich auf die Frage nach einem adäquaten Modell für die Verknüpfung von theoretischen Sachverhalten und empirischen Daten sowie die daraus resultierende Forschungslogik, Diskussionen um wissenschaftliche Objektivität und das Verhältnis von Generalisierbarkeit und Interpretation sowie Verstehen und Erklären beziehen. Während sich die quantitative Forschung an dem hypothetisch-deduktiven Modell des kritischen Rationalismus bzw. am induktiv-statistischen Syllogismus² (vgl. ebd., S. 258) orientiert, um Theorie und Daten in Beziehung zu setzen, wandte sich die in den 1970er-Jahren aufkommende Bewegung der qualitativen Methoden gegen den Mono-Methodismus (vgl. ebd., S. 255). Im Gegensatz zu hypothesenprüfenden Verfahren – wobei die quantitative Forschung nicht auf diese Form der Erkenntnisgenerierung reduziert werden kann –, verschreibt sich die qualitative Forschung

1 Im Rahmen dieses Kapitels werden die Begriffe qualitativ, rekonstruktiv und interpretativ, die zur Bezeichnung nicht-standardisierter Forschungsmethoden verwandt werden, synonym genutzt, um diese Forschungsrichtung großflächig in den Blick zu nehmen.

2 Forschungslogische Modelle des Schließens und damit verbundene Erkenntnismöglichkeiten und -schwierigkeiten werden in der Wissenschaftstheorie behandelt und diskutiert (vgl. dazu u.a. Chalmers 2001).

dem von einer Theorie tendenziell unabhängigen Verstehen – wobei sich nicht alle nicht-standardisierten Methoden diesen Anspruch auf die Fahnen schreiben –, das Weber als praktischen Syllogismus bezeichnet (vgl. ebd., S. 260). Die Differenzierung darf allerdings nicht als Unterscheidung zwischen der Orientierung an einer deduktiven und einer induktiven Logik missverstanden werden – beide Forschungsrichtungen arbeiten in unterschiedlichen Phasen des Forschungsprozesses mit beiden Formen des Schließens. Die qualitative Forschung zeichnet sich dabei durch den Versuch aus, mit methodischen und methodologischen Setzungen die Exploration von Neuem zu ermöglichen. So lassen sich interpretative Methoden oftmals als entdeckende Verfahren charakterisieren (vgl. Ploder 2018, S. 44f.). In diesem Zusammenhang erscheint die Abduktion als dritter Weg des Schließens, der das Entwickeln neuer Theorie ermöglicht (vgl. Baur et al. 2018, S. 264). Um dem Potential von Entdeckungen im Rahmen empirischer Forschung Rechnung zu tragen, organisieren qualitative Methoden und Methodologien, wie bspw. prominent die Grounded Theory Methodology, den Forschungsprozess spiralförmig und hebeln so die idealtypische lineare quantitative Logik aus (vgl. ebd., S. 262).

Eine zweite methodologische Frage bezieht sich auf den Stellenwert der Subjektivität der Forschenden im Erkenntnisprozess.³ Während sie in der quantitativen Forschung ein methodisch einzuhegendes Problem darstellt, dem mit Standardisierung begegnet wird, wird sie in qualitativen Verfahren als mehr oder minder einzubeziehende Ressource der Wissensgenerierung über ein Forschungsfeld genutzt – unter der Berücksichtigung des Postulats, dass erst die alltagsweltliche Verankerung der Forschenden die Rekonstruktion von sinnhaftem Handeln ermöglicht (vgl. ebd., S. 272).

Darüber hinaus generiert die Frage nach der Generalisierbarkeit von Erkenntnissen unterschiedliche methodische Strategien im Rahmen der beiden Paradigmata. Die quantitative Forschung nutzt die induktive Statistik, mit der von einer Stichprobe auf die Grundgesamtheit geschlossen wird. Die qualitative Forschung, die mit kleineren Fallzahlen arbeitet und teilweise aufwendige Analyseverfahren gebraucht, um einen vertieften Einblick in Herstellungsprozesse sozialer Sinnwelten zu erhalten, versucht, über die Fallauswahl Verallgemeinerungen zu realisieren. Fallvergleiche und das Anpassen der Forschungsstrategien an das Forschungsfeld sollen eine Übertragbarkeit der Ergebnisse ermöglichen. Schließlich strebt auch

3 Die Frage nach Subjektivität bzw. Objektivität verweist auf die Gütekriterien beider Forschungsrichtungen. Die quantitative Forschung beruft sich dabei auf die klassischen Merkmale der Validität, Objektivität und Reliabilität, die einer Überprüfung zugänglich sind (vgl. Diekmann 2007, S. 216ff.). Dagegen sind Gütekriterien für die qualitative Forschung nach wie vor umstritten. In der damit befassten Methodenliteratur werden sowohl die Übertragbarkeit des quantitativen Methoden-Trikolons diskutiert als auch an die qualitativen Forschungsprämissen angepasste Qualitätskennzeichen vorgeschlagen (vgl. u.a. Przyborski und Wohlrab-Sahar 2009, S. 35ff.; Steinke 2010, S. 319ff.; Strübing et al. 2018; Flick 2018).

die qualitative Forschung nicht danach, auf der Ebene der Beschreibung des Besonderen zu verbleiben, sondern sucht nach (fallübergreifenden) Mustern, die ein Verstehen und Erklären ermöglichen (vgl. Reichertz 2014, S. 68).

Ein letzter Anstoß für historische und aktuelle Methodendebatten, die nicht nur zwischen qualitativen und quantitativen Forschungsstrategien ausgetragen werden, bezieht sich auf eine vermeintliche Differenz von Verstehen und Erklären. Wobei bereits Webers Definition der Soziologie ohne den Gegensatz der beiden Erkenntnisoperationen auskommt: »§ 1. Soziologie (im hier verstandenen Sinn dieses sehr vieldeutig gebrauchten Wortes) soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will.« (Weber 2013, S. 149) Trotz dieser klassischen Grundlegung beruft sich die quantitative Forschung oftmals auf der Grundlage des Aufdeckens von Kausalzusammenhängen auf das Erklären, während die qualitative Forschung, wie bereits angemerkt, das Verstehen des sinnorientierten Handelns für sich in Anspruch nimmt.

Die Debatten, welche sich an Differenzen zwischen quantitativen und qualitativen Methoden und Methodologien entzünden, übersehen, dass vor allem rekonstruktive Positionen nicht immer deckungsgleich sind und Allianzen zwischen den Paradigmata der Sozialforschung wechseln (vgl. Baur et al. 2018, S. 278). Insofern ist Reichertz' Südfrüchte-Analogie durchaus adäquat. Qualitative Methoden stellen keinen Kanon von Verfahrensweisen dar, die auf verwandten theoretischen Annahmen und Operationalisierungen beruhen. Unter ihrem Banner werden aber Antworten auf methodologische Fragen gesucht, die durch die standardisierte Forschung als nicht hinreichend beantwortet angesehen werden. Ob die Aufteilung zwischen qualitativer und quantitativer Forschung deswegen gerechtfertigt ist, gerade in Hinblick auf den dadurch gegebenen fruchtbaren Boden wechselseitiger Diskreditierungsbemühungen, sei dahingestellt. Eine Gegenbewegung lässt sich in den Mixed-Methods-Strategien ausmachen, die allerdings damit zu kämpfen haben, dass keine neutrale Methodensprache existiert (vgl. Reichertz 2014, S. 74) und so divergierende theoretische Bezüge Bemühungen um konsistente methodische Umsetzungen erschweren.

Wie Südfrüchte Gemeinsamkeiten aufweisen und bspw. von Wintergemüse unterschieden werden können, so können sich auch qualitative Methoden trotz aller Binnendifferenzierungen auf Homologien berufen, die sich aus der produktiven Auseinandersetzung mit den aufgezeigten methodologischen Fragestellungen ergeben. Dergestalt zeichnet sich die qualitative Sozialforschung durch den Anspruch aus, Lebenswelten von innen heraus zu beschreiben und zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit beizutragen (vgl. Flick et al. 2010, S. 14). Dabei lassen sich zwei Analyseinstellungen unterscheiden: Es können Menschen oder Handlungen im methodischen Fokus stehen (vgl. Reichertz 2014, S. 69f.) bzw. Common-Sense-Theorien und ihre Sinngenerierung oder Prozessstrukturen der

Herstellung praktischen Handelns (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2009, S. 35). Diese methodischen Sichtweisen gehen auf unterschiedliche Theorietraditionen zurück, die den Aufbau der sozialen Welt z.T. different konstruieren bzw. rekonstruieren. So sind bspw. symbolischer Interaktionismus und Phänomenologie die theoretische Basis für das Finden nach subjektiven Bedeutungen sowie individuellen Sinnzuschreibungen, während die Ethnomethodologie u.a. Pate für die Erforschung der situativen Herstellung sozialer Wirklichkeit steht (vgl. Flick et al. 2010, S. 18). Möchte man gemeinsame Merkmale qualitativer Forschungsstrategien aufzählen, wobei die damit einhergehende Vereinheitlichung mit Unschärfen und dem Postulieren von nicht auf jede Methode gleichermaßen zutreffende Kriterien einhergeht, sollte die entsprechende Liste auf Gegenstandsangemessenheit (die jeweiligen Verfahren wurden für spezifische Forschungsgegenstände entwickelt) als Qualitätskriterium, die Orientierung am Alltagswissen der Beforschten, die Beachtung der Kontextualität der Daten, die Berücksichtigung unterschiedlicher Perspektiven in Forschungsfeldern, die Reflexivität des Forschenden als Erkenntnisquelle und das Ziel des methodisch kontrollierten Fremdverstehens verweisen (vgl. ebd., S. 22f.). Anhand dieser Charakteristika sind die methodischen Südfrüchte trotz aller Diversität als Klasse identifizierbar – wenn man Simplifizierungen und Pauschalisierungen in Kauf nimmt. Je nach Positionierung kompletieren sie das Warenangebot im Supermarkt der empirischen Verfahrensweisen oder stellen eine Konkurrenz dar, die zweifelhafte Qualität aufweist. Um eine dieser (keineswegs sonderbaren) Früchte soll es in den anschließenden Erörterungen detaillierter gehen, um der methodischen Standortbestimmung der vorliegenden Untersuchung Genüge zu tun.

4.2 Zitronen und Ethnographie: Eine herausfordernde Forschungspraxis

Wenn qualitative Methoden mit Südfrüchten vergleichbar sind, ist die Ethnographie, die Analogie weiter strapazierend, zu der Gattung der Zitruspflanzen zu zählen. Aus subtropischen Gefilden exportiert, werden Zitronen als prominente Vertreter ihrer Art inzwischen auch in Europa angebaut und zeichnen sich dadurch aus, sauer und gesund zu sein. Wie die Zitronen blickt ebenso die Ethnographie auf eine grenzüberschreitende Geschichte zurück. Inzwischen auf Tagungen und in Veröffentlichungen präsent, ist sie fest verankert im qualitativen Methodenkanon der Soziologie, dabei stammt sie wohlgerne aus einer anderen Disziplin, der Ethnologie⁴, was man ihrer sich auf Fremdheit bzw. Befremdung berufenden

4 Der Begriff Ethnologie meint hier Völkerkunde, wobei unterschiedliche Bezeichnungen des Fachs existieren, z.B. Kulturanthropologie (vgl. Paal 2014, S. 33f.).

Forschungshaltung (vgl. Hirschauer und Amann 1997; Breidenstein et al. 2013, S. 13) bis heute anmerkt. Das sich unter dem Banner der Ethnographie vollziehende Vorgehen ist zwar nicht sauer, dafür aber aufwendig und verspricht zum Lohn keine gesundheitsförderlichen, dafür jedoch weitreichende Einblicke in Ausschnitte sozialer Wirklichkeit, die andere Methoden schwerlich gewähren können.

Setzt man sich mit der Ethnographie auseinander, scheint die Gretchenfrage auf, ob es sich bei ihr um eine Methode, die mehr oder minder klare Verfahrensschritte anleitet, oder um eine Methodologie, die eher eine Forschungshaltung vorgibt, handelt. Amann und Hirschauer (1997, S. 16ff.) plädieren für ein methodologisches Verständnis und argumentieren, das Feld gebe im Rahmen einer ethnographischen Wissensgenerierung die einzelnen methodischen Schritte vor, die so nicht vor der spezifischen Forschungserfahrung festgelegt werden könnten. Entsprechend bestimmen sie Ethnographie als »opportunistische und feldspezifische Erkenntnisstrategie« (ebd., S. 20). Die Zurechnung zu einer mehr oder minder rigiden Verfahrenssystematik oder einem virtuosen Erkenntnisprozess lässt sich erst vor dem Hintergrund eines vertieften Verständnisses der Ethnographie vollziehen.

Wie bereits erwähnt, ist sie in der Ethnologie entstanden – im 19. Jahrhundert als Reaktion auf die Erforschung entlegener Kulturen durch Gelehrte, die Beschreibungen und Theorien auf einer nicht selbst generierten Datengrundlage entwickelten. Malinowskis prominentes Methodenpostulat forderte sodann, soziale Lebensformen auf der Basis teilnehmender Beobachtung und nicht in Auseinandersetzung mit wie auch immer gearteter Reiseliteratur zu erforschen (vgl. Breidenstein et al. 2013, S. 13)⁵. Die damit abverlangte Nähe zum Forschungsfeld ist also buchstäblich gemeint. Entsprechend sollen sich die ethnographisch Forschenden ihrem Untersuchungsgegenstand physisch preisgeben – Distanz ist in diesem Paradigma kein Gütekriterium, sondern ein Manko. Bis heute findet sich in der Ethnographie eine mehr oder minder explizierte Ablehnung zurückhaltender Forschungsstrategien, so erschafft bspw. Roland Girtler (2009) in seinen zehn Geboten der Feldforschung die Verandasoziolegen als paradigmatische Gegenfigur zu Feldforschenden. Das ethnologische Erbe legt den Grundstein für die oben bereits angeführte grundlegende Haltung, die ethnographischen Forschungsprozessen auch in der Soziologie idealtypisch zugrunde liegt: Fremdheit (Breidenstein et al. 2013, S. 13). Das mag irritieren, schließlich plausibilisiert der geschichtliche Bezug eine kognitive oder habituelle Distanz zum Forschungsgegenstand, doch befasst sich die Soziologie nicht mit fremden Gemeinschaften und Gesellschaften – es sei dahingestellt, ob die Gegenüberstellung von fremd und vertraut eine adäquate Differenz in einer globalisierten Weltgesellschaft ist –, sondern mit der eigenen

5 Der kolonialistische Hintergrund der Methodenentwicklung ist schwerlich zu übersehen und wurde in den 1980er-Jahren im Rahmen der Writing Culture-Debatten kritisch thematisiert (vgl. dazu u.a. Spencer 2014).

Kultur. Daran ist die Frage anschlussfähig, warum die Ethnographie überhaupt Einzug in die Soziologie gehalten hat – letztlich muss diese keine langen Wege auf sich nehmen, um zu ihren Forschungsfeldern zu gelangen.

Die Geburtsstunde der soziologischen Ethnographie mag darauf eine Antwort geben, die mit der Stadtforschung der Chicago School ab den 1920er-Jahren in Zusammenhang gebracht wird (vgl. Breidenstein et al. 2013, S. 20ff.). Nach Einwanderungswellen avancierte Chicago zum Zentrum des Kulturkontakts und erschien den soziologisch Forschenden um Robert E. Park als Labor moderner Subjektivität (vgl. ebd., S. 21). Gesellschaft als plurale Gesellschaften, die mit einer Differenzierung kulturellen Wissens und Expertengemeinschaften einhergingen, boten vielfältige Fremdheitserfahrungen, die ethnographisch erforscht werden konnten (vgl. ebd., S. 24), indem kognitiver und habituellder Distanz mit physischer Nähe und analytischer Zuwendung begegnet wurde. Man könnte die Ethnographie also als Reaktion auf Pluralisierungsprozesse verstehen, die den diversen Sinnwelten sozialen Lebens wissenschaftlich nachgeht. Doch die Orientierung am *Fremden* ist nicht an Multikulturalität und der Ausdifferenzierung von Wissensgemeinschaften in modernen Gesellschaften gebunden, sie bezieht sich auch auf das Alltägliche, das angestoßen durch die Arbeiten Alfred Schützes und die Prominenz Erving Goffmans einen Platz im Gegenstandskanon der Soziologie erhalten hat und aktiv *befremdet* werden muss, um wissenschaftlich eingeholt werden zu können (vgl. ebd., S. 25ff.). So ist für die Ethnographie gleichermaßen die Szene der *Beauty Gurus* (vgl. Roth 2019) als eigenlogisch strukturierter Ausschnitt gesellschaftlicher Wirklichkeit, über die kein kollektiv geteiltes Wissen existiert, und die Begrüßung zwischen Bäckereifachverkäufer und Kundin, die als Alltagshandlung fast jedem Gesellschaftsmitglied westlicher Industrienationen bekannt ist, interessant. Die Fremdheit in der Ethnographie bezieht sich entsprechend auf das, was nicht vertraut ist, und auf das, was allzu vertraut ist, und befremdet werden muss, um analytisch zugänglich zu werden. Gerade dem Befremdungsaspekt hinsichtlich des Alltäglichen wird ein Professionalisierungspotenzial zugesprochen (vgl. Amann und Hirschauer 1997, S. 12) – das, was jedermann weiß, ist noch nicht das, was soziologisch gewusst werden sollte.

Wie betreibt man aber Ethnographie? Wie kann man diese Methode oder Methodologie anwenden bzw. durchführen, wenn man sich für das Außeralltägliche oder Allzualltägliche interessiert? Reicht die Haltung der künstlichen Dummheit (vgl. Hitzler 2001) aus, um intersubjektiv überprüfbar⁶ Erkenntnisse zu gewinnen, wie es das Ziel der empirischen Sozialforschung ist oder sein sollte (vgl. Baur et al.

6 Steinke (2010, S. 324) verweist darauf, dass intersubjektive Überprüfbarkeit kein Kriterium für die Güte qualitativer Methoden sein kann, da sie nur einen intersubjektiven Nachvollzug erlauben. Da dieser aber eine Bewertung ermöglichen soll, wird hier auch der Überprüfbarkeitsbegriff akzeptiert.

2018, S. 257)? Folgt man Girtler (2009, S. 6f.) ist Ethnographie Feldforschung, also das Aufsuchen des interessierenden gesellschaftlichen Lebenszusammenhangs, bei dem es sich um eine Szene, Berufs- oder Religionsgemeinschaft etc. handeln kann. Der damit verbundene Auftrag ist das Verstehen des jeweiligen Ausschnitts sozialer Wirklichkeit auf der Grundlage einer gemäßigten Anpassung an seine Besonderheiten und Regeln sowie des kommunikativen Austauschs mit seinen Vertretern und Vertreterinnen (vgl. ebd., S. 7f., 28). Das methodische Fundament der Ethnographie erscheint hier als Kompetenz, Beziehungen zu Menschen aufzubauen, deren Alltagswirklichkeit sich von der eigenen unterscheidet, um sie zu beschreiben – und zwar in einer Form, die für das Feld ebenso nachvollziehbar ist wie für die scientific community (ebd., S. 14ff.).⁷ Breidenstein et al. (2013, S. 31ff.) konkretisieren das Vorgehen im Rahmen eines ethnographischen Forschungsprozesses anhand von Markenzeichen, die sich auf den Gegenstand der Analyse – soziale Praktiken –, die Feldforschung als methodologisch reflektierte Form teilnehmender Beobachtung, Methodenpluralismus⁸ und die Versprachlichung des Sozialen richten. So wird Ethnographie als Forschungszusammenhang erkennbar, der verschiedene Dimensionen wie Datengenerierung, Analyse⁹ und Darstellung umfasst, die reflektiert werden.

Um zu der Frage einer Einordnung der Ethnographie hinsichtlich der Stärke ihrer Orientierungsfunktion zurückzukommen, lässt sich m.E. postulieren, dass sich das Vorgehen dadurch auszeichnet, methodologische und methodische Gesichtspunkte zu vereinen. Der Aspekt der Teilnahme einer teilnehmenden Beobachtung als unhintergebares Kernstück des Verfahrens geht bspw. mit einer Of-

-
- 7 Die Feldnähe erscheint bei Girtler nicht parasitär, sondern vielmehr bereichernd für das Feld, welches in den Kreis der Rezipierenden der Studie eingeschlossen wird. Die Distanzlosigkeit zum Forschungsfeld, die in allen ethnographischen Vorgehensweisen in unterschiedlichen Stärkegraden gegeben ist, wirft u.a. ethische Fragen in besonderem Maße auf, die sich auf die Auswirkungen der Erkenntnisgenerierung auf die Beforschten richten (vgl. dazu u.a. Murphy und Dingwall 2014).
 - 8 Ethnographisch zu forschen, bedeutet Beobachtungen mit anderen Methoden wie (ethnographischen) Interviews, Dokumentenanalysen etc. zu kombinieren, um dem jeweiligen Feld gerecht zu werden (vgl. Gobo 2010, S. 190ff.). Auch hier gibt das Feld die zu wählenden methodischen Zugänge vor, genauso wie die Forschungsfrage.
 - 9 Prinzipiell ist das Auswerten ethnographischen Datenmaterials weder standardisiert noch an Grundsätze spezifischer Verfahren gebunden. Trotzdem finden sich in der Literatur Hinweise zur Analyse, die sich z.B. auf das Erstellen von Taxonomien beziehen (vgl. Lofland 2006, S. 212f.) oder an Strategien der Grounded Theory anlehnen (vgl. Breidenstein et al. 2013, S. 109ff.). Dabei wird m.E. nicht grundlegend geklärt, welche Auswertungsverfahren – über eine Wahlverwandtschaft hinaus – anschlussfähig sind und wie sie zu dichten Beschreibungen (vgl. Geertz 2015) führen oder mit ihnen verbunden werden können. Die ethnographische Semantik bildet hier wohlgerne eine Ausnahme, da sie sich explizit mit der Analyse ihres spezifischen Gegenstands befasst (vgl. dazu Maeder 2007).

fenheit und Flexibilität einher, die selbst im Kanon der qualitativen Methoden heraussticht. Hier ist der Forschungsprozess feldgetrieben, opportunistisch und letztlich der konkreten Empirie ausgeliefert. Sein Erfolg hängt nicht zuletzt von den sozialen Kompetenzen des Forschenden ab, wie u.a. Loïc Waquants (2003) Ethnographie in einem nordamerikanischen Boxclub eindrucklich vor Augen führt – wobei nicht alle Forschungsfelder gleichermaßen anspruchsvoll oder auch ergiebig sind. Martina Löws und Renate Ruhnes (2011) Studie zur Prostitution, welche aufgrund der teilnehmenden Beobachtungen im Frankfurter Bahnhofsviertel und der Methodentriangulation hier als ethnographisch eingestuft wird, zeigt zudem, dass Feldforschung neben Engagement auf kreativen Entscheidungen beruhen kann, die auf die Strukturen des Untersuchungsgegenstandes reagieren. Trotzdem vollzieht sich der Beobachtungsaspekt der teilnehmenden Beobachtung nicht in einem methodenreflexiven anything goes, sondern orientiert sich an sozialen Situationen und Strukturen ihrer Wahrnehmbarkeit.

»Every social situation can be identified by three primary elements: *a place, actors and activities*. In doing participant observation you will locate yourself in some place; you will watch actors of one sort or another and become involved with them; you will observe and participate in activities.« (Spradley 1980, S. 39; Herv. i. O.)

Andere Phasen eines ethnographischen Forschungsprozesses können über diese Orientierungshilfe hinaus stark reglementiert werden, wobei Regelverstöße die Validität der Ergebnisse infrage stellen. Das Anfertigen von Protokollen, das bei Breidestein et al. (2013, S. 85f.) unter die Versprachlichung des Sozialen fällt und Daten produziert, die einer Analyse erst vollumfänglich zugänglich sind, ist ein wesentlich weniger feldspezifischer Prozess als die teilnehmende Beobachtung. Zwar kann die Möglichkeit der Anfertigung von »jotted notes« (Emerson et al. 2014, S. 356) vom empirischen Kontext abhängen, trotzdem differenziert sich die Übertragung von Beobachtungen in schriftlich fixierter Sprache in Optionen aus¹⁰, die Regeln unterliegen und im besten Fall hinsichtlich ihrer Legitimität reflektierbar sind – das ist zumindest der methodische Anspruch, der m.E. einzulösen ist. *Fieldnotes* als Repräsentationen von Feldereignissen sollten so u.a. zeitnah zu den Beobachtungen angefertigt werden und ein hohes Maß an Deskriptivität aufweisen, ohne in theoretische Rahmungen und Interpretationen zu verfallen, die dem Analysieren als abgrenzbare wissenschaftliche Handlung unterliegen (vgl. ebd., S. 353). Jenseits der vielfältigen Möglichkeiten, die teilnehmende Beobachtung zu

10 Hinsichtlich der stilistischen Gestaltungsmöglichkeiten von ethnographischen Protokollen empfiehlt sich ein Text von Katharina Bock (2019), der sich mit möglichen Formen sprachlicher Repräsentation auseinandersetzt. Hier wird allerdings nicht explizit zwischen dem Anfertigen einer Datengrundlage und der Gestaltung des Forschungsberichts unterschieden, was m.E. zu trennende Versprachlichungsebenen mit diversen Ansprüchen sind.

dokumentieren (vgl. Emerson et al. 2011, S. 89ff.) existieren also benennbare Verfahrensregeln, die den Forschungsprozess zwar nicht umfänglich standardisieren, aber über eine bloße Orientierungshilfe hinaus als Gütekriterien bzw. qualitätssichernde Maßnahmen (vgl. Strübing et al. 2018, S. 85) fungieren können.

Die Versprachlichung des Sozialen bezieht sich neben der Datengenerierung auch auf den Bericht, der am Ende eines ethnographischen Forschungsprojekts idealtypischerweise steht und genauso heißt wie der Erkenntnisweg: Ethnographie. Ihre Aufgabe ist die sorgfältige Beschreibung einer anderen Kultur in ihren eigenen Begriffen (vgl. Spradley und Mann 2008, S. 6). Jenseits aller pluralistischen Wege zu den interessierenden Phänomenen basieren Ethnographien entsprechend darauf, sich sozialen Wirklichkeiten deskriptiv zu nähern und ihren Idiosynkrasien einen feldadäquaten Ausdruck zu verleihen. So sind sie als Übersetzungsversuche zu verstehen, die flexibel gehandhabt werden können und müssen, aber Ergebnisse produzieren sollten, die an den methodischen Konventionen gemessen werden können, welche die methodologischen Konzepte vorgeben.

»Doing Ethnography« (Gobo 2010) wird hier also als feldorientierter Forschungsprozess verstanden, der sowohl methodologische als auch methodische Elemente aufweist und weder der einen noch der anderen Seite vollständig zugeordnet werden kann. Strategische Virtuosität und verfahrensbezogene Pedanterie ergänzen sich in diesem Sinne im besten Fall. Dabei verweist das Label Ethnographie auf eine Vielzahl von Ausdifferenzierungen, die den Zitronensorten in nichts nachstehen. Neben fokussierter Ethnographie (vgl. Knoblauch 2001), lebensweltanalytischer Ethnographie (vgl. Honer 1993), interaktionistischer Ethnographie (vgl. Dellwing und Prus 2012) u.a.m., die auf grundlegende Forschungsfragen, bspw. wie ein Feld konstruiert wird, unterschiedliche Antworten geben, existieren Anwendungsexoten wie Netnography (vgl. Kozinets 2010) und Autoethnographie (vgl. Ellis et al. 2010). Der Komplexität des Methoden-Feldes Ethnographie kann dieses Kapitel nicht gerecht werden. Trotzdem sollen zwei methodologische Richtungen ethnographischen Forschens unterschieden werden, die im Rahmen der vorliegenden Arbeit relevant sind: eine praxeologische Variante und eine phänomenologisch orientierte Version.

Ethnographische Forschungsstrategien, die vor allem Praktiken als Beobachtungseinheit in den Fokus ihrer methodologischen und methodischen Reflexionen stellen, können einer praxeologischen Konturierung der Feldforschung zugeordnet werden. Hier wird eine Einheit des Sozialen, Praktiken, als Möglichkeit des sinnverstehenden Zugangs zu sozialen Phänomenen plausibilisiert. Sie zum Ausgangspunkt von Forschungsvorhaben zu erwählen, bedeutet, Untersuchungsgegenstände »in Feldern verkörperter, materiell vermittelter Aktivitäten und Prozesse, die entlang kollektiv geteilter praktischer Wissensformen organisiert sind«

(Schmidt 2012, S. 31)¹¹ zu situieren. Sinnverstehen wird nicht an Subjekten und ihren Bewusstseinsleistungen orientiert, sondern an ihrem praktischen Sinn, welcher sich in situierten Handlungen zeigt, deren körperliche Dimension ebenso zu berücksichtigen ist wie ihr dinglicher Kontext (vgl. ebd., S. 24). In Anlehnung an Bourdieu (1993, S. 157) wird der Praxis eine eigene Logik zuerkannt, die sich von der »Logik der Logik« (ebd.) unterscheidet. Eine praxeologische Ethnographie interessiert sich für Handlungen als Handlungsvollzüge, die nicht so sehr autonom steuernden Subjekten in Rechnung gestellt werden, sondern vielmehr einem komplexen gesellschaftlichen Hervorbringungsgefüge, das sich in den Aktivitäten der Träger des Sozialen als implizites Wissen niederschlägt.

Eine phänomenologisch orientierte Ethnographie knüpft wiederum stärker an den Subjekten und ihrer Wahrnehmung der sozialen Welt an. Hier wird der Aspekt des impliziten Wissens auf andere Weise hervorgehoben. Konturiert es die praktikenaffine Forschung als beobachtbar im Handeln anderer, geht die lebensweltanalytische Ethnographie als wohl prominenteste Richtung einer phänomenologisch inspirierten Feldforschung im deutschsprachigen Raum davon aus, dass es im Sinne eines »*existenziellen Engagements*« (Honer 1993, S. 39; Herv. i. O.) im Forschungsfeld auf der Grundlage der Übernahme der Perspektiven der Teilnehmenden für den Forschenden wahrnehmbar wird. Dieser Forschungsansatz steht für den Versuch, »die Welt gleichsam durch die Augen eines idealen Typs (irgend)einer Normalität hindurchsehend zu rekonstruieren.« (Ebd., S. 41). Hier spielen das Involviertsein in das Forschungsfeld und die subjektiven Erfahrungen der Forschenden, erkenntnistheoretisch begründet (vgl. ebd., S. 43), eine wesentlich größere analytische Rolle. Damit geht das Prinzip der beobachtenden Teilnahme als Steigerung der teilnehmenden Beobachtung einher (vgl. ebd., S. 55ff.). Im Rahmen der phänomenologischen Ethnographie wird das, was alle Feldforschungen gemein haben, in besonderer Weise hervorgehoben: die theoretische Grundannahme einer sozial konstruierten Wirklichkeit (Berger und Luckmann 2007), die mit »kleinen Lebens-Welten« (Honer 1993, S. 33), ausdifferenzierten Sinnprovinzen oder Sinnwelten (vgl. Berger und Luckmann 2007, S. 98ff.) einhergeht, die hinsichtlich ihrer jeweiligen Eigentümlichkeit dicht beschrieben werden können (vgl. Geertz 2015). Ethnographie korrespondiert also mit einem konstruktivistischen Wirklichkeitsverständnis (vgl. Pfadenhauer 2018, S. 562), das in der lebensweltanalytischen Variante verstärkt an ein Erkenntnissubjekt rückgebunden wird.

11 In dieser Arbeit wird Robert Schmidts (2012, S. 28ff.) Verständnis sozialer Praktiken zugrunde gelegt, da es auf einem methodologischen Konzept basiert, welches diese nicht ontologisiert, womit m.E. eine Passung zur Ethnographie in besonderem Maße gegeben ist. Den theoretischen Entwicklungen im Rahmen der Praxeologie wird damit allerdings nicht Genüge getan. Einen Überblick, der auf einer eher ontologischen Ausrichtung basiert, findet sich u.a. bei Reckwitz (2003).

Bei praxeologischen und phänomenologischen ethnographischen Ansätzen handelt es sich um zwei Versionen der Feldforschung, die mit unterschiedlichen theoretischen Vorannahmen operieren und das, was sie jeweils zum Gegenstand der Beobachtung erheben, disparat konturieren. Dabei stehen vor allem der Status des Forschungssubjekts und die Ansprüche an sein Engagement im Forschungsfeld zur methodischen und methodologischen Disposition. Praxeologische Ansätze reduzieren die Relevanz des Subjekts zugunsten einer tendenziell situationsbedingten Auffassung des Sozialen, wohingegen phänomenologische Ansätze es als Ausgangspunkt gesellschaftlicher Wirklichkeitsherstellung rehabilitieren. Inwiefern diese Differenz in der Forschungspraxis zu signifikant unterschiedlichen Perspektiven führt oder eher zu anderen Gewichtungen, ist m.E. eine offene Frage. Hierbei kann man die Überlegung anstellen, ob eine Zuordnung zu einem Paradigma zu Beginn der Forschung vollzogen werden muss, oder ob auch diese Entscheidung nicht unabhängig vom jeweiligen Forschungsfeld getroffen werden kann.

Sollen Handlungsvollzüge untersucht werden, die sich durch ein hohes Maß an Öffentlichkeit und Alltäglichkeit auszeichnen, bietet sich eine praxeologische Perspektive an. Steht ein Erkenntnisinteresse im Fokus, welches das Erleben als relevanten Bestandteil des Untersuchungsgegenstands miterfassen sollte, drängt sich ein phänomenologischer Blickwinkel auf. Diese Gegenüberstellung suggeriert allerdings, dass typische Erfahrungsmodalitäten von Feld zu Feld variieren. Dabei ignoriert die simplifizierende Herangehensweise die den beiden Varianten der Ethnographie zugrunde liegenden theoretischen Vorannahmen, die sich z.T. ausschließen, wenn einer Kernkategorie wie Subjektivität eine epistemologisch abweichende Position zugesprochen wird. Andererseits zeigt die phänomenologisch inspirierte Ethnographie der Zeugenschaft von Claudia Peter (2018), welche sich allerdings auf Positionen des Philosophen Bernhard Waldenfels bezieht, dass die Zugänglichkeit von Untersuchungsgegenständen und ihre Erforschbarkeit das methodische Vorgehen und damit verbundene theoretische Annahmen basal beeinflussen können. Peter versucht das Verstehen von Erfahrungen methodisch einzuholen, die sich den Erfahrungsmöglichkeiten der Forschenden empirisch entziehen. Eine praxeografische Herangehensweise würde sich nachrangig für die Erfahrungsdimension interessieren, und ein lebensweltanalytischer Zugang müsste eine Teilhabe verfehlen, die eine Perspektivenübernahme ermöglicht. Insofern gehen ethnographische Projekte vielleicht grundsätzlich mit der Herausforderung einher, sich in Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Forschungsfeld und Erkenntnisinteresse für ein spezifisches Vorgehen zu entscheiden, welches immer auch theoretische Implikationen aufweist, die es zu reflektieren und zu prüfen gilt.

Ein Sonderfall ethnographischen Arbeitens, der mit weitreichenden theoretischen und methodischen Implikationen verbunden ist, findet sich in der Autoeth-

nographie, die den Forschenden nicht zum Zeugen, sondern in Personalunion zum Forschungsinstrument und Forschungsgegenstand ausruft. Sie kann als Genre im Kanon ethnographischer Beschreibungen betrachtet werden, das autobiographische Elemente nutzt (vgl. Ellis et al. 2010, S. 345), um tendenziell evokative Erzählungen zu generieren (vgl. Ploder und Stadlbauer 2013, S. 377f.), die das Erleben sozialer Phänomene in den Vordergrund rücken, wobei die zu erzeugenden Wirkungen bei den Lesenden mit der Möglichkeit fiktiver Repräsentationen einhergehen – so werden letztlich Geschichten erzählt (ebd., S. 376). Die Autoethnographie ist ein Grenzphänomen, welches zwischen Wissenschaft und Kunst angesiedelt ist und das Wissenschaftsverständnis in postmoderner Manier des Zweifels an autoritären Wahrheiten und Narrationen herausfordert (vgl. Ellis et al. 2010, S. 344). Dass ausgerechnet die Ethnographie ein solches Hybrid hervorbringt, mag insofern nicht verwundern, als sie ein je nach Ausrichtung mehr oder minder ausgeprägter Hang zur Selbstreflexion auszeichnet, der mit relativ hohen Anforderungen an die (vielleicht auch literarische) Qualität ihrer Beschreibungen assoziiert ist.

Die Ethnographie kann m.E. als eine Forschungsstrategie verstanden werden, die methodologische und methodische Aspekte im Verlauf eines Forschungsprozesses unterschiedlich gewichtet und vereint, wobei ihre starke Einstellung auf das jeweilige Forschungsfeld sowohl die Verfahrensschritte als auch die theoretischen Überlegungen beeinflussen kann. Ihre Stärke liegt letztlich in der gesuchten Nähe zum Untersuchungsgegenstand, die auf »Ko-Präsenz« (Breidenstein et al. 2013, S. 71) basiert und basal mit Irritationspotenzialen verbunden ist. Unvorhergesehenes ist in einer ethnographischen Forschung also kein Störfaktor, wie es u.a. im Rahmen eines quantitativen experimentellen Designs der Fall wäre (vgl. Stein 2014, S. 139ff.), sondern ihr vielleicht bedeutsamstes Potenzial. Damit ist allerdings auch Mühsal verbunden, schließlich basieren Ethnographien auf einer langwierigen Datengewinnung, die aufgrund der empirischen Ausrichtung schwer planbar ist.

Im Folgenden sollen die Potenziale und Mühseligkeiten der vorliegenden Arbeit beleuchtet werden. Das Kapitel wird ostentativ in der erste Person Singular verfasst, um die methodologischen und methodischen Setzungen anhand einer Chronologie von Entscheidungen darzustellen. Damit werden die bewusst gesteuerten methodischen Schritte des Forschungsprozesses in den Fokus gerückt, was seine ungeplanten Momente zwar nicht völlig unsichtbar macht, aber doch unterbelichtet – dabei könnte man die Ethnographie als kompetenten Umgang mit dem Chaos der Empirie verstehen, was immer auch intuitives Handeln miteinschließt, das allerdings a posteriori reflektiert und analysiert werden sollte, um der Leistungsfähigkeit qualitativer Forschung gerecht werden zu können.

4.3 In die Zitrone gebissen: Die ethnographische Erforschung eines Hospizkurses

Meine Idee, einen Hospizkurs zu erforschen, entstand in Auseinandersetzung mit der Ausschreibung von Stipendien des Graduiertenkollegs *Gender und Bildung*, dessen inhaltliche Forschungsvorgaben bereits der Titel offenbarte. Den darin inkludierten Genderschwerpunkt fand ich von Beginn an interessant, das Schlagwort Bildung weckte bei mir wiederum Schul- und Universitätsassoziationen, die mich abschreckten. Zu der Zeit setzte ich mich privat mit der Möglichkeit auseinander, ehrenamtliche Sterbebegleitungen durchzuführen, und stellte dabei fest, dass dieses Engagement – zumindest bei den Vereinen, die in meiner Recherche zutage traten – mit einem Vorbereitungskurs verbunden war. Ein Hospizkurs erschien mir im Gegensatz zu anderen Bildungsorganisationen ein vielversprechendes Forschungsfeld zu sein, da Sterben und die Begleitung von Sterbenden Vermittlungsthemen sind, die theoretisches Wissen aufgrund ihrer Existenzialität und Zugänglichkeit herausfordern. Damit stellte sich allerdings die Frage, was konkret an einem Hospizkurs wissenschaftlich relevant sein kann und wie man das idealerweise erforscht.

Ich entwickelte die erste Version meiner Forschungsfrage, die sich auf die Bedeutungsproduktion von Sterben in Zusammenhang mit Geschlecht bezog, und entschied mich für ein ethnographisches Vorgehen, um den Vermittlungspraktiken nachgehen zu können, ohne dabei auf Verbaldaten angewiesen zu sein, die auf Erzählungen als Zugang zu einer Praxis basieren (vgl. Helfferich 2009, S. 9ff.). Tatsächlich erhielt ich das Stipendium und war sofort mit der ersten Herausforderung einer Ethnographie konfrontiert: das Herstellen des Feldzugangs (vgl. Gobo 2010, S. 117ff.).

Der erste Hospizverein, dem ich mich telefonisch vorstellte und mein Anliegen vortrug, lehnte es mit der Begründung ab, die Präsenz einer Forscherin sei in so einem sensiblen Bereich schwierig. Also rief ich bei einer Hospizorganisation in einer anderen Region an und erläuterte der Koordinatorin mein Forschungsinteresse. Diese äußerte sich dazu ad hoc positiv, schränkte allerdings ein, dass der Vorstand des Vereins darüber entscheiden müsste. Meine Bitte wollte sie aber bei der nächsten Vorstandssitzung vorstellen und unterstützen. Bei der Koordinatorin handelte es sich um eine der späteren Kursleiterinnen. Letztlich entpuppt sie sich als Gewährsfrau und Gatekeeperin (vgl. ebd., S. 121f.)¹², die mir den Eintritt in das Forschungsfeld ermöglichte. Bevor ich aber offiziell die Erlaubnis erhielt, zu forschen, durchlief ich mehrere Stationen: Nach dem Telefonat mit der Koordinatorin

12 Die Funktion des Gatekeepers hatten allerdings vor allem der Vorstand des Vereins und der Vorstandsvorsitzende inne. Aber auch die Koordinatorin hätte mir bereits den Eintritt in das Feld verwehren können.

schickte ich ihr ein Exposé zu, das mein Forschungsvorhaben beschrieb, daraufhin traf ich sie in ihrem Büro zu einem Face-to-Face-Gespräch, ein paar Wochen später stellte ich mich dem Vorstand des Vereins während einer Vorstandssitzung vor und absolvierte danach noch das obligatorische Bewerbungsgespräch, bei dem auch die andere Kursleiterin anwesend war. Der Vorstand erteilte mir bereits während der Vorstandssitzung die Erlaubnis zu forschen.

Im Verlauf unseres ersten persönlichen Treffens sagte mir die Koordinatorin, sie habe sich schon mit dem Vorstandsvorsitzenden über mein Anliegen beraten. Er finde die Idee auch gut, sähe aber ein Problem darin, wenn ich als Außenstehende dabei wäre und Notizen machte. Ich könne aber als Teilnehmerin bei dem Kurs mitmachen. Dann sei ich auch Teil des Prozesses und könne fühlen, was das bedeute. Am Ende bekäme ich so auch ein Zertifikat. Die anderen Teilnehmer könnte ich am ersten Kursabend über meine Forschung informieren. Ich stimmte dem Deal zu, der letztlich beinhaltete, dass ich nach der Ausbildung Sterbebegleitungen machen und dem Verein als Ehrenamtliche zur Verfügung stehen würde.

Das Treffen mit der Koordinatorin diene u.a. dazu, die Bedingungen meiner akademischen Arbeit festzulegen. Die Erlaubnis zu forschen wurde an die Kondition geknüpft, dass ich mich in das bestehende Rollengefüge der Organisation zunächst als Novizin und später als Ehrenamtliche integriere. So wurde mir eine organisational bereits existierende Feldposition zugeordnet und eine Art wissenschaftliches Außenseitertum, welches mit dem Beobachtungsverfahren assoziiert wurde, verweigert. Die Rollenzuweisung diene der Normalisierung meiner Präsenz im Rahmen der Organisationswirklichkeit. Damit ging einher, dass mir das von Honer (1993, S. 39f.) eingeforderte existenzielle Engagement und die »temporäre Mitgliedschaft« (ebd., S. 40) qua Feld vorgegeben wurden.

In dem Feldzugang spiegelt sich der Forschungskontext als tendenziell missionierend – die Forscherin wird zur potenziellen Ehrenamtlichen – und daran interessiert, das zivilgesellschaftliche Engagement öffentlichen Debatten zugänglich zu machen, wobei der sensiblen Thematik mit den Kontrollmöglichkeiten der Organisation begegnet wird. Auf den geglückten Feldzugang folgte sodann die Datenerhebungsphase.

Ich nahm an dem Kurs, der ein dreiviertel Jahr dauerte, als Partizipierende und als Forscherin teil und fand mich so in der klassischen Doppelrolle der Ethnographin wieder, wobei mein Status als Teilnehmende absolut war. Das Feld Hospizkurs bot mir eine relativ leicht zugängliche Perspektivenübernahme, die auf das Typische rekurriert, da es räumlich und zeitlich begrenzt ist und auf einem es strukturierenden Rollenunterschied zwischen den Novizen sowie Novizinnen und den Kursleitenden basiert. In das komplementäre Rollengefüge konnte ich mich ohne Differenzen einfügen und wurde entsprechend adressiert. Dabei war mein Hintergrund als Forscherin weniger relevant als andere Merkmale, die sich bspw. auf meine agnostische Religionsverortung bezogen.

Die Doppelrolle war mit verschiedenen Herausforderungen assoziiert: So bezog sich ein relevanter Unterschied hinsichtlich der Praktiken der Teilnahme – im Gegensatz zu denen der anderen Partizipierenden – auf das Anfertigen von Feldnotizen, die ich in einem Forschungsjournal festhielt, dessen Inhalte die Grundlage der Protokolle¹³ waren, die ich nach den Kurssequenzen – so zeitnah wie möglich – schrieb. Das Protokollieren in den Kurssituationen kollidierte regelmäßig mit der Teilnahme selbst. Wenn ich mich an einer Diskussion beteiligte, musste ich das Notizenschreiben unterbrechen, wenn ich meine Eindrücke zu Papier brachte, konnte ich nicht mit einem Wortbeitrag an der Diskussion partizipieren. Ich musste also ständig priorisieren, was in der jeweiligen Situation relevanter war, wobei ich zwischen einem potenziellen Datenverlust und der Gefährdung der Darstellung von Glaubwürdigkeit pendelte.

Darüber hinaus war das Protokollieren z.T. mit ethischen Problemen verbunden: In Kurssequenzen, die eine für mich unerwartete emotionale Dynamik bekamen und mit der Thematisierung persönlicher und intimer Erfahrungen einhergingen, sah ich mich veranlasst, das Dokumentieren in der Situation auszusetzen, um die Zurücknahme meines instrumentellen Interesses als Forscherin zu markieren. Außerdem teilte ich selbst persönliche und intime Erfahrungen, die ich nicht über das Kursgeschehen hinaus exhibitionieren wollte und auf deren Repräsentation in Protokollen oder zumindest Publikationen ich deswegen teilweise verzichtete. Dabei ging es mir nicht so sehr um meine eigenen Erlebnisse, die ich bis zu einem für mich vertretbaren Grad bereit bin, ethnographisch auszubeuten, sondern vor allem um die Spiegelungen signifikanter Anderer meiner Biographie. Methodisch könnte man diese ethischen Fragen der Forschung, die sich in besonderem Maße in Feldern stellen, die existenziellen Herausforderungen begegnen, dahingehend weiterverfolgen, ob es so etwas wie eine wissenschaftliche Pietät gibt oder geben sollte. Hierbei sollte m.E. auch in die Debatte eingehen, ob diese Form von Rücksichtnahme dem moralischen Empfinden einzelner Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen überantwortet werden kann, oder ob hier übergreifende Orientierungen diskutiert und verankert werden sollten, die sich noch nicht in Ethik-Richtlinien abbilden, weil es sich bei den zu Schützenden nicht nur um handlungsmächtige lebensweltliche Akteure handelt (vgl. Gobo 2010, S. 135ff.; Friedrichs 2014, S. 81ff.).

Die Feldphasen wurden mir von dem Forschungsfeld selbst diktiert, weswegen ein *theoretical Sampling* im Sinne der Grounded Theory (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2009, S. 177f.) nicht möglich war. Zwar gingen die Prozesse der Datenerhebung und Datenanalyse in begrenztem Umfang Hand in Hand, so disku-

13 Im Verlauf des Projekts entstand ein Datenkorpus von knapp 300 Seiten Protokollen, welche die Grundlage für die Feldvignetten und Analysen bildeten, die sich in der vorliegenden Arbeit finden.

tierte ich bspw. Ausschnitte meiner ersten Beobachtungsprotokolle mit den Betreuenden meiner Doktorarbeit, doch letztlich gab mir der Takt des Kurses vor, wann meine *beobachtende Teilnahme* (vgl. Honer 1993, S. 58) stattfand, die ich nicht nur an erste Analyseergebnisse und eine darauf basierende Auswahl zu beobachtender Situationen binden konnte. Nichtsdestotrotz entschied ich im Verlauf des Kurses, zu welchen Sequenzen ich bereits genug Datenmaterial gesammelt hatte und welche Aspekte einer Fokussierung bedurften. So hörte ich bspw. im letzten Drittel auf, die obligatorische Talking-Stone-Runde zu protokollieren – außer etwas bis dato Ungewöhnliches geschah, das ich im Datenkorpus abbilden wollte. Dafür traf ich die Wahl, mich auf Übungen und die mit ihnen einhergehenden Interaktionen zu konzentrieren, um die Vielfalt der feldimmanenten Vermittlungswege detailliert darstellen zu können. Die Fokussierung ging mit der Anpassung der Forschungsfrage einher, die ich vom Genderaspekt abgekoppelte, weil diesem m.E. im Feld zwar Bedeutung zukommt, er sich als maßgebliche Orientierung aber nicht als tragfähig erwies. Die Bedeutungshervorbringungen in Bezug auf Sterben und Sterbebegleitung erschienen mir nicht basal mit Geschlecht als Sinnkategorie verbunden, weswegen ich eine differenztheoretische Perspektive als Präskription suspendierte, um mich auf den Herstellungsaspekt sozialer Wirklichkeit jenseits thematischer Festlegungen zu konzentrieren.¹⁴ Schließlich endete mit dem Einführungsgottesdienst der Kurs und so auch mein Feldaufenthalt – ich musste also keinen Ausstieg aus dem Feld (vgl. Gobo 2010, S. 306ff.) finden, das zwar aufhörte, ein Forschungskontext zu sein, aber aufgrund des oben beschriebenen Deals mein Leben weiterhin beeinflusste. Aufgrund des reichhaltigen Datenkorpus entschied ich mich nach dem Ende des Kurses, kein weiteres Material zu sammeln, sondern anhand der Protokolle und der im Feld gesammelten Dokumente meiner Forschungsfrage analytisch nachzugehen.

Während des gesamten Forschungsprozesses schrieb ich in Anlehnung an die Grounded Theory Memos (vgl. Breidenstein et al. 2013, S. 162ff.), zunächst in Form abgegrenzter Bestandteile meiner Protokolle, später als eigenständige Dokumente. In emotionalen Memos hielt ich Erfahrungen und Gefühle fest, welche im Feld, aber auch danach entstanden. Sie dienten einerseits einer selbstverantworteten Supervision und Selbsttherapie in einem emotional anspruchsvollen Forschungskontext, darüber hinaus halfen sie mir aber ebenso dabei, interpretationsrelevante Einsichten zu gewinnen. Außerdem fertigte ich analytische und theoretische Memos an, in denen ich bei der wiederholten Durchsicht der Protokolle Deutungen festhielt und Brücken zu Theorien schlug.¹⁵ Des Weiteren verfasste ich ein frag-

14 Wie bereits in der Einleitung erwähnt, lautet meine Forschungsfrage: Wie werden Sterben und die Begleitung von Sterbenden im Kurs hervorgebracht und vermittelt?

15 Ich strukturierte das Datenmaterial in zwei Durchgängen (zunächst erstellte ich offene Codes, später identifizierte und differenzierte ich Vermittlungspraktiken) mit der Software MA-

mentarisches Forschungstagebuch, in dem ich meinen Erfahrungen und den daraus resultierenden Perspektiven ohne analytische Restriktionen oder theoretische Zensuren Raum gab und sowohl mein Forschungsfeld als auch die Durchführung des Promotionsprojekts sowie seine zahlreichen Herausforderungen thematisierte. Diese unterschiedlichen Versprachlichungen dienten mir als Sortierungsmöglichkeit und gaben mir die Freiheit, Repräsentationsformen zu entwickeln, ohne zugleich den »hidden observers« (Strübing et al. 2018, S. 94; Herv. i. O.) gerecht werden zu wollen.

Ich bediente mich verschiedener Auswertungsstrategien, ohne mich einer Methode oder einem Paradigma unterzuordnen – tatsächlich ging ich auch in meinen Analysen eher opportunistisch als scholastisch vor. So analysierte ich eine zusammenhängende Kurssequenz in Form einer Fallanalyse, um die Chronologie der Kurspraktiken in ihrer Ablauflogik und die damit einhergehenden Inszenierungen zu verstehen. Außerdem stellte ich eine Taxonomie der Vermittlungspraktiken auf, um die Diversität des Bildungsaspekts interpretieren und systematisch darstellen zu können. Darüber hinaus deutete ich das dingliche Arrangement des Feldes sowie seine Ritualität unter Bezugnahme auf phänomenologische Literatur, die mir als weitreichende Perspektivierungshilfe diente, um die stumme Materialität des Kurses und seine Form zum Sprechen zu bringen. Des Weiteren interpretierte ich dichte Protokollausschnitte sequenzanalytisch, um der Produktion sozialer Wirklichkeit in meinem Forschungskontext nachzugehen. Zuletzt verfasste ich – als eigenständigen Teil der Arbeit – einen *autofiktionalen Schreibversuch*, der den grenzüberschreitenden methodischen Entwicklungen der Ethnographie versucht, (literarisch) Rechnung zu tragen.

Im Rahmen der unterschiedlichen Auswertungsschritte kann das Erstellen der Taxonomie, verstanden als Auflistung aller Typen einer sinnhaften kulturellen Kategorie oder eines Phänomens (vgl. Lofland 2006, S. 146f.), als inhaltsanalytische Herangehensweise verortet werden, die der Strukturierung des relativ umfangreichen Datenkorpus diene. Abgegrenzt davon nahm ich die um mehr analytischen Tiefgang bemühten Interpretationen sequenzanalytisch vor, wobei mir Interpretationsgruppen halfen, Lesarten sowohl zu verunsichern als auch abzusichern. In der textuellen Präsentation der Arbeit versuchte ich, das Entwickeln der Interpretationen intersubjektiv nachvollziehbar darzustellen. Dafür präsentiere ich das Datenmaterial zunächst in Form von Feldvignetten, die auf meinen Protokollen basieren, und deute die Beschreibungen in einem nächsten Schritt, um sie schließlich in den Gesamtkontext der Schrift einzuordnen. Die Kapitel, in denen ich mich dezidiert den Bedeutungshervorbringungen in Bezug auf Sterben und Sterbebegleitungen

XQDA und bildete aus den Codes teilweise abstraktere Kategorien und assoziierte sie mit analytischen und theoretischen Memos.

widme, können als Collage unterschiedlicher Situationen und ihrer Deutungen verstanden werden, durch welche die Herstellungsprozesse sowohl auf der inszenatorischen als auch auf der sprachlichen Ebene rekonstruiert werden sollen.

Mit Beginn meines Dissertationsvorhabens wurde die Frage nach der theoretischen Verortung meines Projekts virulent. Bereits die Formulierung meiner ersten Forschungsfrage und die Entscheidung, ethnographisch zu arbeiten, gingen mit theoretischen Implikationen einher, z.B. einem Grundverständnis, dass soziale Wirklichkeit das Ergebnis eines (beobachtbaren) Herstellungsprozesses ist (vgl. Berger und Luckmann 2007). Neben dieser metatheoretischen Zurechnung verschrieb ich mich im Vorfeld nicht einem wissenschaftlich etablierten Aussage- und Erklärungssystem, um tatsächlich ein feldgetriebenes und -adäquates Vorgehen realisieren zu können, das sich an der Haltung der Ethnographie orientiert, welche eine besondere Verbindung zwischen Empirie und Theorie nahelegt, indem sie totale und übergreifende Bezugnahmen tendenziell verweigert, dafür aber eine ständige Reflexion in Anschlag bringt.

»In ethnography the analysis of data is not a distinct stage of research. In many ways, it begins in the pre-fieldwork phase, in the formulation and clarification of research problems, and continues through to the process of writing reports, articles and books. Formally, it starts to take shape in analytic notes and memoranda; informally, it is embodied in the ethnographer's ideas and hunches. And in these ways, to one degree or another, the analysis of data feeds into research design and data collection. This iterative process is central to the ›grounded theorizing‹ promoted by Glaser and Strauss, in which theory is developed out of data analysis. And subsequent data collection is guided strategically by emergent theory. However, much the same interactive process is also involved in other kinds of ethnographic research, including those which are directed not towards the generation of theory but other research products, such as descriptions and explanations.« (Hammersley und Atkinson 2009, S. 158)

Theorien dienten mir während meiner Feldforschung, insbesondere innerhalb analytischer Schreibtischphasen, als Brillen und Mikroskope, welche die Funktion innehatten, soziologisch informiert für das zu sensibilisieren, was es im Forschungsfeld zu entdecken gibt (vgl. Strübing et al. 2018, S. 92). In diesem Sinne nutze ich verschiedene Theoriehintergründe, um meine Daten zu deuten und zu kontextualisieren, ohne meine Arbeit an einem theoretischen Rahmen auszurichten, was in der Ethnographie ohnehin unüblich ist (vgl. Atkinson et al. 2014, S. 159). Die entsprechenden Bezüge mache ich in den analytischen Passagen meiner Schrift deutlich – je nachdem, wie es dem Verstehen meines Argumentationszusammenhangs zuträglich war, führe ich ihre Hintergründe mehr oder minder intensiv aus. Dabei versuche ich, mich puristisch an der Funktion für meinen Begründungszusammenhang zu orientieren und von selbstrefentiellen Erläuterungen abzusehen.

Entsprechend findet sich in der Schrift auch kein Theoriekapitel im engeren Sinn. Ich gehe zwar auf den Forschungsstand ein (*Sterben, Hospiz und Forschung: Das sozialwissenschaftliche Vorlaufen in den Tod*) und setze mich mit den gesellschaftlichen Bedingungen unter Rückgriff auf Theorien auseinander, die ich für das Kontextverständnis meines Feldes als relevant erachte (*Das lange Sterben und die Privatisierung der Ambivalenz*), eröffne aber am Anfang der Arbeit keinen theoretischen Rahmen, in den sich meine empirischen Darstellungen mehr oder minder überprüfend verorten. Stattdessen nutze ich theoretische Bezüge, um eine Brücke zwischen meinen empirischen Einsichten in eine *kleine soziale Welt* und gesamtgesellschaftliche Prozesse zu schlagen und ein soziologisches *Mehr* in meinen Daten zu erkennen.

Letztlich analysiere ich den Kurs unter Zuhilfenahme einer Triangulation von Auswertungsstrategien als sinnhaften Komplex von Praktiken, wobei ich Subjektivität aus dieser Einheit des Sozialen nicht *herausrechnen*, sondern ihr in unterschiedlichen Zusammenhängen eine mehr oder minder starke Bedeutung beimesse. Demgemäß sind auch die Feldvignetten nicht einheitlich in der Repräsentation meiner selbst, der Forscherin. So rekurren zwar sämtliche Protokolle auf meinem allen Beobachtungen zugrunde liegenden Blickwinkel, der sich in den Feldvignetten der Dissertationsschrift spiegelt, darüber hinaus scheint in dafür relevanten Kontexten aber eine Perspektive auf, die nicht nur Wahrnehmungen Ausdruck verleiht, sondern ebenso Erfahrungen als sinngenerierendem Erleben. Ich entschied mich im Vorfeld also nicht für eine klare theoretische Verortung in einem lebensweltanalytischen oder einem praxeologischen Spektrum, sondern nahm ein praxisorientiertes (solchermaßen methodologisch fundiertes) Vorgehen ernst, das Setzungen dieser Art nicht unabhängig vom Forschungsfeld und seinen inhärenten Verweisungszusammenhängen vornimmt. So kann die Taxonomie der Vermittlungspraktiken als Aufstellung abgrenzbarer Sinneinheiten verstanden werden, die keine starke selbstreflexive Gewichtung aufweist. Im maximalen Gegensatz dazu steht das autofiktionale Kapitel am Ende der Schrift, in dem ich von meinen Erfahrungen berichte, um etwas über den Forschungskontext auszusagen, was in einer distanzierten Perspektive unterbelichtet bleiben muss – ob dieser Versuch, einen Einblick über den Umweg der Subjektivität zu gewähren gelingt, sei dahingestellt. Zwischen diesen beiden Polen verorten sich die bereits aufgezählten beschreibenden und interpretativen Bemühungen, die das Feld hinsichtlich einer Antwort auf gesellschaftliche Herausforderungen darstellen und seinen Widersprüchen und Eigenheiten Raum geben sollen. Eine methodologisch ausgerichtete Praxeologie kann m.E. von Fall zu Fall darüber entscheiden, welchen Anteil Erfahrungen in der Analyse und Darstellung von Aspekten des Forschungsfeldes haben sollten, um relevanten Feldelementen gerecht zu werden. Kommt die Repräsentation spezifischer Übungen ohne eine starke Form von Introspektion aus, bedürfen Kursphänomene wie bspw. die Veralltäglichung von Sterbethematisierungen durchaus eines selbstreflexiven Datenmaterials, das allerdings analytisch

auf Distanz gebracht werden muss.¹⁶ Diese Schrift beinhaltet heterogene Repräsentationsversuche, die der Vielschichtigkeit des Forschungsfeldes gerecht werden sollen. In der Gesamtschau sollen dichte Beschreibungen entstehen, die auf unterschiedlichen Ebenen deskriptive und analytische Elemente so verbinden, dass die Herstellung eines Ausschnitts sozialer Wirklichkeit nachvollziehbar wird.

Im letzten Abschnitt dieses Kapitels möchte auf Besonderheiten meiner Arbeit eingehen. Ich verorte mein Forschungsfeld, wie bereits in *Sterben, Hospiz und Forschung: Das sozialwissenschaftliche Vorlaufen in den Tod* intensiv diskutiert¹⁷, in der Thanatosoziologie, die sich mit der Erforschung gesellschaftsrelevanter Aspekte von Sterben und Tod befasst bzw. das Ableben als sozialen Prozess perspektiviert. Trotz dieser Zurechnung aufgrund der Wahl meines Forschungsfeldes gehe ich nicht Sterbeprozessen selbst nach. Folglich erforsche ich auch keine aktuellen Sterbegleitungspraktiken. In meinem Forschungsfeld finden sich vielmehr Praktiken, die sich auf eine Praxis beziehen und einen spezifischen Umgang mit dem Ableben beobachtbar machen. Die Vermittlungsanstrengungen verweisen konstitutiv auf zukünftige potenzielle Handlungen, die einer vorsorglichen Qualitätskontrolle unterzogen werden, da das Begleiten selbst eine sowohl beziehungsintensive als auch einsame Tätigkeit ist – zwar steht immer ein Anderer bzw. eine Andere im Fokus, aber diese Person verliert im Verlauf einer Sterbegleitung ihre Funktion als selbstständiger Kommunikationspartner bzw. selbstständige Kommunikationspartnerin. So geraten Bedeutungsproduktionen in den Blick, die aufgrund ihrer Ferne zu aktuellen Begleitungshandlungen Idealtypen generieren, die wiederum in Auseinandersetzung mit den Novizen und Novizinnen expliziert werden. Mit und durch die Übungen und Diskussionen werden Haltungen geprobt, bestätigt, korrigiert und/oder irritiert, die dem Zweck dienen, das zukünftige Begleitungshandeln an dem normativen Kompass der Hospizbewegung auszurichten, wodurch das ehrenamtliche Engagement einer potenziellen Willkür und vollständigen Laienhaftigkeit entrissen wird. Methodisch ist das in dieser Arbeit untersuchte Feld also von thanatosoziologischen Forschungskontexten zu unterscheiden, in denen sich das Sterben als aktueller, (gleichermaßen) körperlicher Prozess vollzieht – auch darauf wird dezidiert in der Darstellung des Forschungsstands eingegangen. Im

16 Die Komplexität von Nähe und Distanz in einem ethnographischen Forschungsprozess zeigt sich auch in sprachlichen Repräsentationsstilen. Ich entschied mich dafür, mich selbst weder aus den Daten noch aus den deskriptiven und analytischen Passagen dieser Schrift herauszuschreiben. Die erste Person Singular findet sich also immer dann in dieser Arbeit, wenn ich mich als Ethnographin – die Erfahrungen im Feld macht und später analysiert – thematisiere.

17 In diesem Abschnitt soll die Abgrenzung von mit aktuellen Sterbeprozessen befassten thanatosoziologischen Studien einer Konturierung der daraus resultierenden methodischen Besonderheiten dienen.

Hospizkurs werden Repräsentationen des Ablebens und seiner Bewältigung zweckgerichtet hervorgebracht und können auf der Grundlage einer ethnographischen Forschungsstrategie, die sich auf die Vermittlungsebene einlässt, nachvollzogen werden. Die Differenz zwischen einer Untersuchung aktueller Begleitungspraktiken und Vermittlungspraktiken wird dadurch explizit methodisch relevant, als die Übernahme einer Teilnehmendenperspektive im Feld Hospizkurs vollständig gelingen kann – hier sind keine potenziellen Zugangsdefizite qua mangelnder Professionszugehörigkeit oder aufgrund von Exklusionsprozessen gegeben. Anders formuliert deckt sich Hitzlers (2001) eingeforderte künstliche Dummheit als ethnographische Grundeinstellung mit den strukturellen Erwartungen des Feldes, die sich allerdings auf eine *natürliche Dummheit* beziehen – Novizen und Novizinnen werden in ein Tätigkeitsfeld eingeführt. Mit dieser Differenzlosigkeit geht aber die ethnographietypische Gefahr des sogenannten *going native* (vgl. dazu Thomas 2019, S. 20ff.) einher: die totale Integration in das Feld, welches so zum wissenschaftlich nicht mehr distanziierten Teil der Lebenswelt des Forschenden wird. In meinem Fall war eine solche (Über-)Identifikation zu keinem Zeitpunkt gegeben, da sich neben die Involvierung in den Forschungskontext wissenschaftliche Praktiken gesellten, die sich vor allem in Form von Schreibprozessen nicht minder der Erfahrung aufdrängten und eine beständige Distanzierung gewährleisteten.

Neben der besonderen Konstruktion meines Forschungsfeldes in der sozialwissenschaftlichen Thanatoforschung besteht ein weiteres Charakteristikum meiner Herangehensweise darin, eine Einzelfallanalyse vorzulegen.¹⁸ Ich entschied mich dafür, einen Kurs von Beginn an bis zum Ende teilnehmend zu beobachten, um die Bedeutungsproduktionen und Vermittlungspraktiken verstehen und Verlaufsfänomenen gerecht werden zu können. Dabei ging es mir nicht darum, das Feld Hospizkurs in seiner Breite vorzustellen, sondern einen Fall in einer analytischen Feinanalyse dahingehend zu perspektivieren, inwiefern hier eine Antwort auf gesellschaftliche Herausforderungen auffindbar ist, die in dem Kapitel *Das lange Sterben und die Privatisierung der Ambivalenz* dargestellt werden. Die Konzentration auf einen Fall ermöglichte es mir, diskrete, sich erst mit der Zeit zeigende Phänomene aufzuspüren und einem Verstehen zugänglich zu machen, das nicht auf einer Vogelperspektive basiert, sondern auf Erfahrungen konkreter Selektionsbedingungen. So gelang es mir u.a., die Relevanz der Ritualität zu beobachten und darüber hinaus am eigenen Leib zu erfahren. Obwohl ich nur einen Fall, im Sinne eines Hospizkurses, untersuchte, analysierte ich selbstverständlich mehrere Fälle, im Sinne typischer Situationen im Kurs, und orientierte mich dabei an Homologien und Variationen. Die Datenintensität ist hier also nicht an die

18 Einzelfallstudien sind in der Ethnographie allerdings durchaus die Regel (vgl. Thomas 2019, S. 23).

Zahl der Fälle gekoppelt, welche nicht ausschlaggebend für die Güte des Vorgehens ist (vgl. Strübing et al. 2018, S. 90). Außerdem versuchte ich, unterschiedliche Dimensionen des Kurses buchstäblich in den Blick zu bekommen: die mannigfaltigen Formen von Interaktionen und ihre Verkörperungen im Rahmen diverser Kurspraktiken, das räumliche Setting und die die Situation mitgestaltenden Artefakte etc. In den Protokollen finden sich entsprechend vielfältige Beschreibungen von Räumen, Dingen, Dialogen, die während der Vermittlungen stattfanden – und jenseits davon –, Übungen, Pausenhandlungen etc. Darüber hinaus erhalten auch biographische Assoziationen und Gefühle deskriptiven Raum, wenn ich ihnen als Teil von Erfahrungen Relevanz zusprach. Die lange Auseinandersetzung mit einem Fall erleichterte es mir, der Komplexität in einem iterativen Beobachtungsprozess zumindest annähernd gerecht zu werden. Trotzdem bleiben die Beschreibungen im Vergleich mit der Vollzugswirklichkeit unterkomplex und an meine Perspektive gebunden. Dieser vermeintliche Makel ist m.E. allerdings die eigentliche Ressource der Ethnographie. Die soziale Konstruktion von Wirklichkeit als theoretischer Hintergrund aller ethnographischen Bemühungen (vgl. Pfadenhauer 2018, S. 562f.) schließt die Vorstellung einer sich vom einzelnen unabhängig vollziehenden Realität aus und bindet jeden Zugang zur Welt an eine sinngenerierende Perspektive, die sich in Austausch mit Interaktionspartnern bzw. Interaktionspartnerinnen herausbildet. Die Rekonstruktion einer solchen (idealerweise typischen) Perspektive kann durch *beobachtende Teilnahme* oder *teilnehmende Beobachtung* ermöglicht werden. Damit bleibt der ethnographisch Forschende – unabhängig von technischen Innovationen – eine basale Datenquelle.

Diese nutzte ich im Rahmen meines Dissertationsprojekts intensiv – was eine lange Erhebungsphase zur Folge hatte, woraus ein relativ großer Datenkorpus entstand, der einer Analyse mühsam zugänglich gemacht werden musste. Ich biss also in die Zitrone, um einen Einblick in eine *kleine soziale Welt* zu erhalten, die ihre eigenen Relevanzen, Regeln, Widersprüche und Eigentümlichkeiten aufweist. War dieser Ausschnitt der sozialen Wirklichkeit all die Mühe wert? Hinter meiner Forschungsfrage und sämtlichen Operationalisierungsbemühungen stand das Interesse herauszufinden, welche Strategien sich in ausdifferenzierten, komplexen und auf bezifferbare Leistungen ausgerichtete Gesellschaften ermitteln lassen, um existenzielle Herausforderungen zu bewältigen – wie den Umgang mit dem Sterben anderer, das immer auch die eigene Sterblichkeit konkret(er) werden lässt. Diesen Fragehorizont kann die vorliegende Arbeit nicht einmal ansatzweise bedienen, sie kann aber zumindest eine gesellschaftliche Antwort vorführen, die sich in dem Hospizkurs findet. Entsprechend ist er jede ethnographische Mühe wert. Und jenseits aller methodischen Zweckrationalität soll hier einem zivilgesellschaftlichen Engagement Sichtbarkeit verschafft werden, das Gesellschaftskritik und konkretes Handeln als pragmatische Berufung versteht.

